

I r i s.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Erster Jahrgang.



Mittwoch,

(1825. No 22.)

14. September.

Mit diesem Monat geht das vierteljährige Abonnement auf diese Zeitschrift zu Ende. Wir eruchen daher die Bestellungen (mit 2 fl. C. W. für Posth und 3 fl. C. W. für Auswärtige, bei allen k. k. Postämtern) auf das folgende Vierteljahr gütigst bei Zeiten zu machen.

Cypressenblätter.

(Von Julius.)

III

Der Wanderer.

Lebt wohl ihr theuren Alpenhöhen,
Leb wohl mein Alpenröslein, mein;
Ich wandere, muß weiter gehen,
Doch dent' ich auch noch ferne dein.

Ich seh' die Berge golden säumen,
Die Fluren kleiden neu im Grün;
Die Blumen in den Thälern keimen,
Sie prangen, welken und verblühen.

Mein Wandern ist ein ewig Scheiden,
Mich mahnt der glühende Mittagstrahl;
Nur flüchtig darf mein Blick sich weiden,
Am Berge hier und dort im Thal.

So wande' ich fort auf diesem Sterne
Und suche mir ein Heimathland;
Die Hoffnung winkt, dort in der Ferne,
Und reicht mir ihre treue Hand.

Drum lebet wohl ihr theuren Höhen,
Auch du mein Alpenröslein, mein;
Ich wandere, muß weiter gehen,
Doch dent' ich auch noch ferne dein.

Panegyrik der Thiere.

(Beischluß von No 21.)

Wie sehen täglich, daß die Hunde bei ihrem Zusammentreffen, in so weit sie noch einander persönlich unbekannt sind — sich so bekomplimentiren, daß sie sich an den Schwänzen, und bald an der Extremität beriechen. Diese Empfangsmanier muß bei ihnen von Wichtigkeit seyn. Oh-

ne Ursache geschieht in der ganzen Natur nichts. Aber wer hat es bis jetzt explicirt, warum dieß geschieht? Wenn die Hunde durch dieses kurze Mandver alles erfahren, was sie von den, ihnen noch unbekanntem Confamiliaren zu erfahren wünschen: ist dieses kurze Verfahren nicht unsern Pässen, unsern Rekommandationsschreiben, unsern weitläufigen Erzählungen, woher wir kommen, wer wir sind, was wir da zu thun haben, sind wir ledig oder verheirathet, ehrliche Leute oder nicht, &c. bei weitem vorzuziehen? Bei Hunden gilt der weise Grundsatz: quod fieri potest per pauca, non fiat per multa.

Diese, und andre tausend Sachen, sind nur solche, die wir bemerken; ohne sie jedoch noch genau zu verstehen. Wer weiß wie der Mensch staunen würde, wenn er die Debatten haufenweise bei einander sitzender Raben, oder Dohlen, oder Gänse, oder Sperlinge verstünde; wer weiß welche Berathschlagungen, welche Entschlüsse in solchen Versammlungen reifen, welche Bonmots da zerstreut werden. Wer kann es wissen, was die Bruthenne Alles ihren Kleinen erzählt. Jetzt halten wir das alles freilich nur für ein dummes Geschnatter, aber nur darum, weil wir es nicht verstehen. Daß die Mittheilungen der Thiere dessen ungeachtet voller Bedeutung sind, das sehen wir täglich. Sie haben für den Ausdruck verschiedener Empfindungen und Gedanken auch verschiedene Töne. Den Hunger, die Furcht, die Sehnsucht nach Gesellschaft, oder nach dem Gatten, Freude, Leid drücken sie durch eigene Töne aus, und verstehen sich untereinander vollkommen.

Wie uns bei Thieren, eben so müßte es einem Micromegas bei uns Menschen gehen. Befähe er ein Parlament, so glaubte er eine Menge schnat-

ternder Bipeden zu hören; und er würde den Vorzug, den wir darin setzen, zusammenhängende Reden zu führen, aus der ganz natürlichen Ursache gar nicht einsehen, weil er uns nicht verstünde. Was mag sich wohl schon mancher Sperling gedacht haben, als er eine velle Schenke betrachtete. Kann ihm das anders vorgekommen seyn, als uns eine Sperlings-Assemblee auf dem Baume? Wir brauchen nicht einmahl so weit zu gehen. Wir dürfen nur fragen: was sich mancher Krist schon in jüdischen Schulen gedacht haben mag? Kann ihm das Gezeiße vernünftig vorgekommen seyn, wenn er das Schreien nicht verstand? Die Juden aber halten so was für höchst vernünftig; wer will sie denn verdammen.

Wer kann es wissen, was bei den Thieren alles vorgeht? Welchen Lebensgenuß sie sich zu verschaffen wissen? Ob sie nicht Anstalten auch zur Unterhaltung haben, wie wir in Theatern und auf Bällen? Ob sie nicht auch Anstalten zum Unterricht haben, wie wir an Schulen. Daß dieß alles ganz anders eingerichtet seyn müsse, als bei uns, versteht sich von selbst; weil sie ganz anders beschaffene Geschöpfe sind. Daß wir so was nicht bemerken, daraus folgt noch nicht, daß nichts dergleichen vorhanden sei, denn wir haben keinen Sinn dafür. Von der Elektrizität, von den Farben des Lichts, von dem Kreislauf des Blutes &c. hatten unsre Alten nicht den mindesten Begriff; existirten aber alle diese Dinge damals nicht? Wer träumte von Infusionsstierchen, bis das Mikroskop erfunden war? Sind sie aber deswegen nicht vorhanden gewesen?

Ja aber, wird man mir hier einwenden, wenn die Thiere auch Unterrichtsanstalten hätten, so hätten dieß die Menschen bis jetzt schon wahrnehmen müssen. Man hat schon so viele Thiere, theils zahme, theils zahm gemachte, und sonst gefangene, genau beobachtet, aber noch keinen Gelehrten darunter angetroffen.

Erstlich muß man hier bedenken, daß wir mit der Beobachtung der Thiere noch lange nicht am Ende sind; und nicht einmahl das wissen, worin die Gelehrsamkeit der Thiere besteht, was sie zum Gegenstande hat; folglich sind wir noch nicht einmahl im Stande, sie einem Examen, einer Prüfung zu unterwerfen.

Zweitens haben wir doch schon Beispiele von auffallend klugen Thieren. Wilhelm erzählt uns in seinen Unterhaltungen aus der Naturgeschichte recht artige Sachen davon.

Drittens bedenke man, daß auch unter den Thieren nur ein ganz kleiner Theil gelehrt seyn könne, wie unter uns Menschen. Wenn der Mi-

cromegas einmahl, etwa bei einer Kirchweih oder bei einem Jahrmarke unter die Menschen griff, so würde er wahrscheinlich höchst selten einen Gelehrten erwischen, theils weil sie sehr selten sind, theils weil sie auch pffiger wären, um sich vor einen solchen Griff zu hüten.

Unterdesseñ fehlt es uns — wie gesagt — nicht an Beispielen vorzüglich kluger und vorzüglich dummer Thiere. Die ersteren mögen Gelehrte seyn; zu den dummeren kann man die Gimpeln rechnen, welche so wenig Ueberlegung haben, daß einer nach dem andern auf eben dieselbe Leimruthe sich unbedachtsam setzt, wo schon ihre Kammeraden angeklebt sind, und Auweh! schreien.

Die Vernunft, sagt man, macht, daß wir einer Vervollkommnung fähig sind. Vervollkommnung? Sind wir denn also nicht vollkommen? — Aber die Thiere, als solche, sind es schon; und wenn sie auch keine Schulen haben, so macht das Alles nichts zur Sache; denn sie brauchen sie nicht. Obwohl auch das noch nicht erwiesen ist, daß sie sich nicht vervollkommen. Denn wo haben wir sichere und ganz unzweifelhafte Nachrichten davon, daß die Thiere auch vor Jahrhunderten so waren, wie sie jetzt sind? — Es sind kaum erst 100 Jahre seit dem man anfang sie genauer zu beobachten. Ältere Naturgeschichten sind ja eitel Fabel.

Aber zugegeben, daß sie keiner Vervollkommnung fähig sind, so folgt daraus noch nicht, daß sie auch brauchen sich zu vervollkommen. Welches Thier hat also mehr Ursache sich eines Vorzugs zu rühmen, das, welches schon vollkommen ist, oder ein andres, welches erst der Vervollkommnung nachjagen muß.

Zwei Söhne hatte Jemand. Dem einen gab er ein gutes Kleid, und vermachte ihm sein Haus und Hof mit aller Einrichtung, nebst einer guten Laterne. Zu dem andern sprach er: du bist pffiger als dein Bruder, brauchst von mir weder gekleidet noch sonst bedacht zu werden, du wirst dir schon in der Welt forthelfen, und schickte ihn mit einem Irlicht fort. Was geschah? Der erstere blieb in seiner Heimath, lebte einfach, aber gesund, unabhängig und vergnügt. Der letztere verlegte sich auf allerhand Künste, lief in der ganzen Welt herum, dem Irwisch nach, blieb dort und da im Sumpfe stecken; spielte bald den Hofnarren, bald den Hausknecht; erschnappte hie und da auch einige Leckereien, ward dafür entweder geprügelt oder krank, und stahl seinem Bruder was er konnte. — Jener ist das Thier, dieser der Mensch. Die Laterne ist der Instinkt, der Irwisch die Vernunft.

Die Thiere sind mit allen Erfordernissen des Lebens vollkommen ausgestattet, die sie zu ihrer

Existenz brauchen. Sie verstehen sich ihre Wohnungen sowohl als die Nahrung — so wie beides in ihrem Bedürfnis entspricht — zu verschaffen, das Kleid, welches einem jeden darunter die Mutter Natur gab, ist dem Bedarf vollkommen angemessen. Sie gab es ihnen meist doppelt, für den Sommer das Eine, das Andre für den Winter. Die Vögel verfab sie sogar mit einer Pomade, mit einem Fläschchen Oehl, welches sie immer mit sich herum tragen, um ihre Federn damit einzuschmieren. Einen Kamm, eine Bürste hat jedes Thier bei sich. Darum brauchen die Thiere keine Fabrik, keine Handwerker, keine polytechnische Schule. — Sie haben auch Fähigkeiten, deren sich der Mensch nicht rühmen kann. Der Hund fällt in's Wasser, schwimmt und kommt heraus. Der Mensch ersäuft, wenn er nicht die Schwimmschule frequentirt hat. Die Thiere empfinden die Veränderung der Witterung lange vor aus; ihrer Gesundheit nachtheilige Sachen rühren sie nicht an; ihre Krankheiten verstehen sie selbst zu kuriren. Brauchen daher weder Thermometer noch Barometer, womit wir uns so bereit machen; obschon diese beiden Instrumente nicht den künftigen sondern nur den gegenwärtigen Zustand der Atmosphäre anzeigen, welches wohl eigentlich nicht viel sagen will. Um den künftigen zu erfahren, müssen wir uns an die Thiere — z. B. an die Spinnen, an die Vögel &c. wenden. Ja, in wie vielen Dingen mag nicht das Thier, durch seinen es so sicher leitenden Instinkt, der sich nicht erst allmählig und durch fremden Beistand, wie die Vernunft, entwickelt, Lehrer des Menschen gewesen seyn! Die erste Idee der Schifffahrt verdankt der stolze Mensch einem — Haase.

Der Mensch kommt nackend, hilflos, dumm auf die Welt; und muß erst, nach tausend Fehlgriffen und Fehlritten lernen, seine Existenz fortzubringen. Er ist gezwungen sich auf Künste und Wissenschaften zu verlegen, und sich gleichsam auf eigene Faust zu ernähren. Nur durch tausend Mißgriffe gelangt er dazu. Wie viele Menschen vergifteten sich bereits aus Unwissenheit? Die Vernunft schweigt dabei ganz still, wenn der Mensch giftige Schwämme oder Kräuter isst, und laßt den Narren das Gift fressen, wo das Thier durch seinen Instinkt davon abgehalten wird; nur wenn es der Mensch betriegt, läuft es Gefahr.

Job. v. Csaplovics.

Sultan Amurat und Becri=Mustapha.

Sultan Amurat der IV. ging eines Tages verkleidet auf dem Markte zu Konstantinopel hin und wieder. Indem er in's Volksgedränge gerieth, begegnete er einem gemeinen betrunkenen Menschen,

der hin- und hertaumelte und ihn fast niedergeworfen hätte. Dieser Anblick war ihm neu; er ließ sich erklären was Trunkenheit sei. Becri=Mustapha — so hieß der Trunkenbold — wurde gewahr, daß jemand stehen blieb, um ihn zu betrachten, und sagte: Immer weiter, mein Freund.... ich hab's nicht gern, daß man mich begaffe. — Was sagst du Elender? versetzte Amurat, weißt du nicht, daß ich der Sultan bin? — Du, der Sultan? Und ich, ich bin Becri=Mustapha, hörst du wohl? Willst du mir Konstantinopel verkaufen? ich handle dir's ab; dann bist du Becri=Mustapha, und ich bin Sultan. — Amurat staunte immer mehr, zumahl da man ihn versicherte, daß dieser Mensch in wenig Stunden wieder zu Vernunft kommen würde. Er ließ ihn in seinen Palast bringen, um zu sehen, was er denken würde, wenn er sich auf sein Gespräch mit dem Großherra besänne.

Hier mußte Becri=Mustapha in einem Zimmer des Pallastes seinen Wein ausschlafen. Endlich erwachte er, mit allen Merkmalen des größten Erstaunens. Man erzählte ihm sein Abentheuer, und was er dem Sultan versprochen hätte. Entsetzen folgte auf den Raufschtaumel: er kannte den Sultan, und sah sich schon am Pfahle. Inbessen behielt er doch Gegenwart des Geistes. Man möchte ihm, bat er nur, eine Flasche Wein geben; man gab sie ihm. Er stellte sich, als ob er davon kostete, und verbarg sie unter seinen Rock.

Jetzt erschien Amurat, ihn an seinen Antrag erinnernd, und forderte die Kauffumme für Konstantinopel, wozu er sich verbindlich gemacht hätte. Ohne die Fassung zu verlieren, zog Becri=Mustapha seine Flasche hervor, und sagte zum Kaiser: Der unschätzbare Werth, eine Hauptstadt zu kaufen, ist in dieser Flasche. O großmüthigster Kaiser! sie enthält den Schatz den ich genoss, und der mehr ist, als alle Reichthümer der Welt. Es kömmt nur auf Euch an, so reich zu seyn, wie ich gestern war. — Und wie das? fragte Amurat. — Trinkt nur von diesem Göttertrank, der mich über alle Könige erhob.

Amurat bekam Lust zu kosten: er trank, und es wirkte schnell in einem Kopfe, der zum erstenmal die Dünste vom Rebensaft empfand. Er wurde lustig; und, um noch vergnügter zu werden, trank er noch mehr, und berauschte sich. Kopfweh war alles was darauf folgte; aber kaum hatte sich dieses gelegt, so trank er sich von neuem in den vorigen Zustand. Jede neue Flasche ließ ihn eine Wollust schmecken, die ihm mehr als Kronen zu seyn dünkte. Voll Entzücken über diese Entdeckung berauschte er sich alle Tage mit Becri=Mustapha, der jetzt sein Günstling ward, und sehr in Ansehen stand.

Eduard v. B.

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Pesth, 12. Sept. 1825.

Mad. Caroché, Sängerin vom ständ. Theater in Brünn, gab die Isabella in der Italienerin, den Antenor in Selmira und den Santred zu Gastrollen. Hier in Pesth, wo man so viele Meister und Meisterinnen in Enteres Gebiethe schon gehört hat, ja wo man sie sogar gewohnt ist zu hören — und zumahl in Parten, wie die eben angeführten — mußte es für eine fremde Künstlerin allerdings schwierig seyn darin durchzudringen; um so ehrenvoller ist es für Mad. Caroché, da ihr dieses wirklich gelang. Diese Sängerin, die übrigens auch Musikkenntniß verräth, besitzt eine höchst seltene Tiefe, die in ihrer stärksten Progression immer biegsam, kräftig und klargewoll bleibt; und wenn wir auch ihre hohen Töne nicht immer mit dergleichen Eigenschaften begabt finden; so erweist sie dieses durch ihre vorzügliche Methode und kunstgerechte Manier; durch ein beinahe nicht zu tadelndes, wohl durchdachtes Spiel, und einen Anstand und ein Keuscheres, die sie zu ihrem, durch besagte Rollen bezeichnetes Fach, vollkommen eignen. Vorzüglich wollten wir ihr einen Platz zu Männerrollen anweisen, denn sie besitzt eine ungewöhnliche Gewandtheit ihr Geschlecht darin zu verläugnen, wie sie dieses als Antenor und als Santred bewährte. Wie sehr sie unserm Publikum ansprach, bewies das oftmalige Hervorrufen. Unsere Sänger und Sangerinnen waren auch bei dieser Gelegenheit, wie immer, ausgezeichnet und beurkundeten auf welcher bedeutenden Stufe unsere Oper steht. So glänzte Hr. Babniga als Lindoro, Flo und Argir mit einer Virtuosität, die man stets von ihm gewohnt ist. — Mad. Pfeifer (Selmira und Amenaide) entzückte durch ihre wahren Flötentöne wieder das ganze Publikum. — Hr. Fischer entwickelte mit seiner schönen Stimme auch einen Kunstaufwand, der bedauern ließ, daß dieser brave Sänger nicht mehr beschäftigt war. — Hr. Schiesche (Mustapha, Polidor, Debasan) trug alle Nummern seiner schwierigen Partien mit allem Aufwand seines reinen, jeneren und kunstgemäßen Gesanges, zur Zufriedenheit vor. Dem Koser endlich legte neuerdings schöne Proben ab, wie schnell sie im Gesang und Spiel vorgerückt ist und zu welchen splendiblen Erwartungen wir von ihr zu begen berechtigt sind. — Die Chöre waren durchgehends vorzüglich, und die Leitung des Hrn. Kapellmeisters Urbani ließ nichts zu wünschen übrig. S.

Ofen, 6. Sept. 1825.

Gestern und heute wurde auf hiesiger Bühne, bei Gelegenheit der Anwesenheit einer jungen Schauspielerinn aus Wien, Dlle. Eichenhoff, Wolff's Preciosa gegeben, worin dieselbe in der Titelrolle debutirte.

Das Melodram selbst — wenn es gleich nicht im Ganzen den vorzüglicheren dramatischen Werken beizuzählen ist — hat so manche Vorzüge im Einzelnen, daß es fast überall noch gefallen hat und gefällt, um so mehr wohl, da S. M. v. Weber's schöpferischer Genius es mit einer Musik ausstattet hat, die an Lieblichkeit der Melodie, vorzüglich aber an der strengsten Charakteristik wenig ihres Gleichen hat. — Dlle. Eichenhoff ist noch sehr jung, hat eine äußerst vortheilhafte Gestalt,

kräftiges, obzoh nicht ganz fehlerfreies Drama — da sie im Fluße der Rede manchmahl etwas unverständlich wird — und scheint, wenn gleich nicht gänzlich ausgebildet, doch wenigstens einige Bildung für die Bühne empfangen zu haben, die, wenn sie selbe gehörig weiter benutzen wird, wohl für die Folgezeit etwas Erfreulichs von ihr hoffen läßt. Sie bewies in Ausführung ihrer Rolle, daß sie solche gut einstudiert und so ziemlich inne habe. Manche einzelne Momente, ließen wohl etwas zu wünschen übrig; doch war ihr Spiel im Ganzen ziemlich kunstgerecht, und der Totalindruck, den sie hierdurch auf das zahlreich versammelte Publikum machte, für sie sehr günstig. Einen bedeutenden Fehler hat sie sich übrigens zu Schulden kommen lassen, indem sie, gegen alle Wahrscheinlichkeit sich verlockend, gleich bei ihrem ersten Auftreten im Garten vor der Gesellschaft, in einen reich mit Flieder beladenem Anzuge erschien, und sich so gleichsam schon zum Voraus als die Tochter Nerevedes antündete, wo sie doch im schlichten Anzuge, sich hierin wenig unterscheidend von der Bande, unter welcher sie lebt, und der sie eigentlich anzugehören scheint, kommen mußte. — Ermunternder Beifall ward ihr zu Theil.

Es ist überaus sehr beachtenswerth, daß alle in diesem Stücke beschäftigten Mitglieder unserer Bühne sich beifens bemühten, sowohl den Gast auf's kräftigste zu unterstützen, als auch dem Stücke selbst eine freundliche Aufnahme zu verschaffen. Vorzügliches Lob gebührt Hrn. Kolz — nebst Anerkennung seiner gediegenen Darstellung des Higeunehauptmanns — auch als Direktor, für die geschmackvolle scenische Ausstattung, und das hinreichende Arrangement des Ganzen. Nicht minder war Hr. Weiser, wie bei den früheren Vorstellungen, im vorigen Jahre, auf der Pesther-Bühne, auch hier, als Schloßvogel Nerevedes, eine äußerst eragliche Erscheinung. Seine Darstellung dieser Rolle ist merkwürdig, und fand hier, wie dort, die beifälligste Anerkennung. Die Chöre *) und das Orchester waren heute ebenfalls sehr brav, und dem Publikum wurden durch diese beiden Vorstellungen zwei sehr angenehme Abende verschafft. — P.

Flüchtige Notizen.

Vom 1. Oktober dieses Jahres erscheint im Industrie-Comptoir in Leipzig eine neue Zeitschrift: „Der Fremde in Deutschland.“ Herausgeber ist der Legationsrath Pansse in Weisenfels. Der Prospectus ist sehr launig geschrieben und nach ihm dürfte diese Zeitschrift sehr umfassend werden.

In Spanien erscheinen jetzt Theaterstücke von einer Schauspielerinn in Cadix, Namens Clara Gasul. Nach ihrer eigenen Angabe (in der Vorrede ihrer Werke), wäre sie von hoher maurischer Abstammung. Andere Nachrichten sagen aber, sie wäre eine geberne Spanierinn.

In Nordamerika soll ein soenannter Meerzucker erfunden worden seyn. Durch einige Lampen die in einem langen Tubus angebracht sind, kann man alle Gegenstände bis im Grunde des Meeres deutlich sehen.

In London sollen sich jetzt an 30,000 Wagen befinden.

In Italien macht jetzt eine junge 20jährige Dichterin, Namens Delphine Gay, Aufsehen. Eine Ode „An Savoy's Grab“, von ihr, soll sehr gelungen seyn.

Dem Sicard, Sangerin am Theater La Scala in Mailand (sie soll eine geberne Pestherinn seyn), hat einen glänzenden Ruf zum ersten Theater in Lissabon erhalten, wo sie jährlich 30,000 Frants und eine Einnahme, die beiläufig 8,000 Fr. trägt, erhält. Sie ist bereits dahin abgereist.

*) Schade daß das hiesige Chöre, quantitativer, so weit dem R. vortheil nachsteht.

Auflösung der Charade in Beilage No 2.

Schadenfreude.
Nichtig aufgelöst, von J. Theophil — 3 — ct.